



Lieder-Deutsches Heimatblatt



Pr. 37

Mitteilungsblatt der „Männer vom Morgenstern“

Heimatbund an Elb- und Wesermündung, e. B.

Januar 1953

Das neue Jahrbuch der Männer vom Morgenstern

Das Jahrbuch 33 des Heimatbundes ist, wie versprochen, rechtzeitig vor Weihnachten 1952 erschienen. Das ist leichter gesagt, als es zu tun war. Der Heimatbund ist daher dem Nordwestdeutschen Verlag Ditten & Co. herzlich dankbar für alle Sorgfalt und Mühe, die in den ansehnlichen sauberen Band hineingesteckt worden sind.

Es bleibt für eine geschichtlich-heimatkundliche Vereinigung wie den Morgenstern auch sonst eine anständige Leistung, fast ganz aus eigener Kraft, seit dem Zusammenbruch, von 1948 bis 1952, drei umfang- und gehaltreiche Jahrbücher herausgebracht zu haben. Zumal wenn man bedenkt, daß das Arbeitsgebiet der Männer vom Morgenstern räumlich nur einen schmalen Landstrich umfaßt, daß das Land zwischen Elb- und Wesermündung (die Länder Oldenburg, Bremen, Hamburg und die Stadt Stade scheiden da aus; sie haben ihre eigenen Geschichtsvereine) weder in der großen Geschichte je eine entscheidende Rolle gespielt hat, noch (allenfalls von dem kleinen Otterndorf oder Bremerbörde abgesehen) eine Stadt von erhaltener älterer Kultur umfaßt, daß endlich alle Arbeit nur von Morgensternern und ohne irgend-eine Entschädigung geleistet worden ist.

Das Jahrbuch ist einem der Treuesten, dem nun 86-jährigen Pastor Heinrich Rütger, einem Hader Rinde, dankbar gewidmet. Darum beschäftigen sich auch die Abhandlungen durchweg mit Land, Hadeln, und gleich die erste, von Rektor Tienisch, Otterndorf, bringt — ausnahmsweise und ihm zu Ehren — eine Stammbaumreihe, die des Geschlechts Rütger und Heinrich Rütgers Ahnenreihe durch fünf Geschlechterfolgen.

Es war einmal erzwungene Mode, sich um die Frage, woher man gekommen, zu bekümmern, und viele Leute taten auch so, als ob sie das innerlich berührte. Eigentlich war das ja wohl schon immer eine Selbstverständlichkeit. So krampfhaft sie aber damals in den Vordergrund geschoben wurde, so sehr ist sie leider heute wieder zurückgetreten.

Was kann nun eine solche Aufstellung dem bieten, der nicht von einer der vielen angeführten Personen abstammt, also für sich nicht unmittelbar einen Vorteil aus der Mühe des Verfassers ziehen kann? Wer es versteht, eine Ahnentafel oder einen Stammbaum zu lesen, der wird mancherlei biologisch, sozial, kulturgeschichtlich Anziehendes herauslesen, das man den nackten Namen und Daten zunächst nicht ansieht. Einige Andeutungen müssen hier genügen.

Von dem Ahnenträger abgesehen, umfaßt die Ahnentafel 30 Personen, die bis in das erste Viertel des 18. Jahrhunderts zurückreichen. Sie haben ein Durchschnittsalter von über 61 Jahren! Das ist sehr günstig in Anbetracht, daß die beiden mit 25 und 26 Jahren Verstorbenen (Frauen!) im 18. Jahrhundert lebten, wo der Durchschnitt des erreichten Lebensalters weit geringer war als heute, die Sterblichkeit bei Krankheit (und Geburt) aber höher lag, weil die ärztliche Wissenschaft noch nicht über heutige Mittel verfügte und die ärztliche Versorgung zumal auf dem Lande feltener war. Zieht man nur die zweite und dritte Generation in Betracht, so ergibt sich gar ein Durchschnittsalter von 75 Jahren. Von den vier Großeltern des Ahnenträgers wurden drei mehr als 80 Jahre alt!

Nun könnte doch eine Vorhersage auf hohes zu erreichendes Alter aus dem hohen erreichten Alter der Vorfahren bedenklich erscheinen. Aber von dem Elternpaar des Ahnenträgers stammen in einem Zeitraum von 18 Jahren acht Kinder: nur das jüngste stirbt mit 23; bei einem ist die Lebensdauer nicht zu erkennen; drei werden über 70, drei über 80 Jahre alt!

Dieser Kinderreichtum ist freilich nicht aus der Ahnentafel, sondern aus der Stammbaumreihe zu

ersehen. Sie verrät auch, daß der Vater des Ahnenträgers das zehnte unter dreizehn Kindern war!

Zur sozialen Gliederung berichtet die Ahnentafel z. B., daß unter den acht Männern der fünften Generation, die alle mit Töchtern angesehener Hader Bauerngeschlechter verheiratet waren, sich vier Landschöppen befanden, unter den männlichen Vorfahren der zweiten bis fünften Generation aber zwei Schultheißen und fünf Landschöppen. Es verwundert dann nicht mehr, in den Nachfahren die starke Neigung zu rechtlichen, Verwaltung- und Verfassungsfragen zu sehen. Die Stammtafeln zeigen ihrerseits, daß der Aufstieg vom Landmann (und vielfach Hofbesitzer) zu akademischen Berufen (Theologie) innerhalb des Geschlechts wiederholt erfolgt. Im besonderen Fall geht er über zwei Generationen Lehrer (das lag

Winterliche Späßenbille

Zu sonder's Hochverehrter Mensch,
Du siehst, die Zeit ist wettermend'ich,
Der Schnee liegt hoch, kalt weht der Wind,
Das Vöglein darbt mit Weib und Kind.

Drum bitt' ich auch in diesem Jahr,
Du wollest unsrer nehmen wahr
Und spenden, was an Korn und Spelt
Von deinem reichen Tische fällt.

Jed' Krümchen nehmen wir voll Dank
Und sind an Zwischern und Gesang
Dereinst in holder Sommerzeit
Zu jedem Gegendienst bereit.

Beauftragt vom beschwingten Chor,
Trug ich dir dies geziemend vor;
Nun öffne deines Mitleids Schatz!
Ergebenst

Dein getreuer Späz.

Richard Schmidt-Cabanis
(1838—1903)

ja auf dem Lande unter den geistigen Berufen immer am nächsten) und führt zur Veräblichung mit dem landgesessenen Adel.

So ließ sich aus den reichen Angaben noch mancherlei zur deutschen Kulturgeschichte herausheben: neben dem Kinderreichtum die hohe Säuglingssterblichkeit einer früheren Zeit, Zwillingengeburt; Verschuldung (und meist rasche Entschuldung) in und nach Kriegszeiten; Auswanderung seit Mitte des 19. Jahrhunderts; und gleichzeitig größere räumliche Streuung auch in Deutschland; Übergang von Landwirtschaft, zuweilen mit Handwerk oder Gastwirtschaft, zu den neueren Berufen: Koff, Ingenieur, Frauenstudium. Auch auf den allmählichen Wechsel in der Vornamengebung könnte sich die Aufmerksamkeit richten. Und das alles hat seine Gründe.

So betrachtet, gewinnen nun doch die nur scheinbar trockenen Namen und Zahlen auch einen Leser persönlich nicht berührenden Ahnentafel oder Stammbaumreihe allerdings Leben.

Wir fassen den übrigen reichen Inhalt kurz zusammen.

Oberrichter Dr. Erich von Lebe behandelt zwei Hader Urkunden des 14. Jahrhunderts, die Hamburg Rechtssicherheit an und auf der Niederelbe versprechen, und geht dabei auf grundsätzliche Fragen nach Seeraub und Fehderecht ein.

— Von Abgaben und Steuern mag man gemeinhin nicht gern hören. Wie beruhigend aber ist es zu erkennen, daß bei aller kniffligen Verwickeltheit unseres Steuerwesens es doch einfacher ist als das frühere, auf die Abgabe von Naturerzeugnissen gegründete: Roggen- und Kaps-, Flachs- und Hanf- und Weide- und Schmal- und Weizen- und Gerstenzehnten bis zu den Rauchhühnern, wozu man nicht die besten aussuchte. Das führt Kreisarchivar Dr. Wilhelm Lenz (Die Zehnten im Lande Hadeln) aus, und wir erfahren auch, daß in Hadeln heute noch einzelne Zehnten bestehen; so zählt man an alten Rechten fest.

Die Aufsätze berühren und ergänzen sich recht erfreulich. So wenn Schultheiß Gerhardt Gerdtz das Lüdingworthor Fredeboof von 1550 untersucht, eine Art Grundbuch, und daraus für Rechtsbrauch, Abgaben, Flurnamen, Orts- und Familiengeschichte Schlüsse zieht. — Ein junger Hamburger Gelehrter, W. Ehr. Kersting, bestimmt in einer sauberen Untersuchung für ein Sachsenspiegelbruchstück, das dem Altenbrucher Fredeboof als Umschlag dient, die Soester Handschrift (niederdeutsch, 14. Jahrhundert) als wahrscheinlich Vorlage.

Karl Waller ordnet die auf dem Westerwanner Gräberfeld von Polizeimeister Konrad Schäfer immer wieder gemachten Bodenfunde z. T. als deutlich aus den ersten drei Jahrhunderten ein. — Über die Flurnamen dieses Wanner handelt Schäfer selbst ausführlich. Seine umfassende Sammlung erscheint in mehrfacher Beziehung als vorbildlich: weil er die Örtlichkeit genau beobachtet, nicht nur wie sie jetzt aussieht, sondern wie sie nach ältesten erreichbaren Quellen einmal gewesen ist; weil er diese Quellen (in einigen günstigen Fällen bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts) immer zur Erklärung der Namen heranzieht; weil er in der Deutung sehr zurückhaltend ist. An Flurnamen wie Verbo und Nerbo wird jedes Deuten zur Raterie, doch Schäfer findet als älteste Schreibweise „boerwerwort“ und „nedder wort“, und nun ist trotz aller Verbalhornungen bis zu „Niederwohnt“ alles klar: obere und niedere Worth. Schäfer gibt auch ein Beispiel neuzeitlicher Umbildung, an der sonst vielleicht spätere Geschlechter vergeblich herumtasteten müßten: Grosweg für einen Weg, der eigentlich verschwinden sollte, um dessen Erhaltung jedoch so lange und bei so viel steifen Grögen verhandelt wurde, daß ein wichtiger Kopf ihn danach zu taufen vorschlug. Nördlicher geht's kaum. Manchen Flurnamen wird man nie enträtseln oder aber so ein Name kann, wie auch viele Familiennamen, mehrdeutig sein. Das erhebt auch aus den Anmerkungen, die Oberregierungsrat Dr. B. C. Siebs zugeordnet hat, als ein Stück fördernde Gemeinschaftsarbeit, wie vorher die von Waller und Schäfer und noch manche andere.

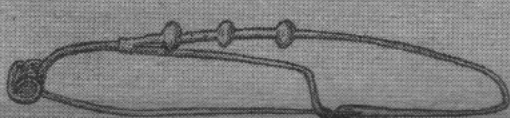
Der beste Kenner der Börde Lamstedt, W. Klenf, behandelt deren nun aussterbende Volkstracht — leider ohne Farbtafeln. Auch nur eine zu bringen, wäre über unsere Kraft gegangen. Und doch wäre dringend erwünscht, das, was er in seiner abseitigen Vereinzelnung noch gesammelt und bei einem halben Leben erhalten hat, in einer würdigen Veröffentlichung festzuhalten. — Claus Dellerich spricht, weit ausholend, über Bauerngärten in der Ostemarsch. Geht nicht heute auch ein Weg zurück vom bunten Bauernblumen- und -kräutergarten zum Staudenbeet des Städters?

Pastor Rütger legt knapp seine Auffassung vom Hader Landrecht dar: das Kirchspielsgericht, gegründet auf eine Verleihung von 1106, ist seine Urzelle. — Hauptlehrer Stüben teilt alte Papiere aus Otterndorf mit, die, indem sie von der dortigen Kirche berichten, zugleich ein

Neue Weihegabenfunde in den Mooren um Lamstedt

In den Mooren Nordwestdeutschlands sind in den letzten Jahrzehnten immer häufiger Funde aus urgeschichtlicher Zeit entdeckt worden. Abgesehen von bekleideten Moorleichen handelte es sich meistens um einzelne Gebrauchsgegenstände, Waffen und Schmuckstücke, die absichtlich auf die damalige Mooroberfläche gelegt wurden. Die meisten Funde dieser Art stammen aus den Jahrhunderten um Christi Geburt, doch sind manche auch älter oder jünger. Die Menschen scheinen in jener Zeit die Moore als Wohnsitz verschiedener Geister angesehen zu haben; sie wollten die „Unholden“ offenbar durch Weihegaben verfühnen oder ihren Beistand für ein Unternehmen gewinnen. Die Gegenstände sind später von dem weiterwachsenden Torfmoos überwuchert worden; manche scheinen auch infolge ihres Gewichts in den Moorschlamm hinabgesunken zu sein.

In den Mooren, die die Lamstedter Geestinsel umschließen, sind bereits in früherer Zeit wertvolle Funde zutage gekommen. Der schönste ist ein Halsring von 14,5 Zentimeter Durchmesser und 650 Gramm Gewicht. Er besteht aus zwei Hälften, die durch ein Scharnier und ein Knipschloß zusammengehalten werden. Der Bronzering, der jetzt im Stader Museum liegt, wurde in der Nähe eines Bohlentweges gefunden, der die Gegend von Großenhain mit der Lamstedter Geest (bei Dornsode) verbindet. Dieser Damm war ein wichtiges Glied des uralten Handelsweges, der von der Wesergegend über Lamstedt nach der Wingst führte. An diesem Wege, und zwar an einem Bohlendamm, der das Moor zwischen dem Westerberg und der Wingst überquerte, wurde vor langer Zeit ein Halskragen aus Bronzeblech gefunden. Er war in der Mitte fünf Zentimeter breit und mit parallelen Rippen verziert. Das Schmuckstück kam in das Landesmuseum nach Hannover. — Aus dem Moor an der Ostseite der Börde Lamstedt stammte ein Bronzeblech, das durch Vermittlung des Freiherrn Marschall von Bachtinbrock in Hecthausen in das Museum für Völkerkunde in Berlin gelangte. — Von diesen drei Moorfundstücken sind leider keine genauen Fundumstände bekannt.



Im Frühjahr 1952 wurden wieder zwei Weihegaben durch die Achtsamkeit der Torfgräber geborgen. In dem ersten Fall konnten auch alle erforderlichen Maßnahmen, die für eine genaue Untersuchung durch Fachwissenschaftler erforderlich sind, getroffen werden.

In der Nähe von Mooransmoor entdeckte ein Bauer Leder in der Torfbaut, in der Übergangsschicht zwischen dem schwarzen und dem braunen Torf. Er gab glücklicherweise sofort Nachricht, und so konnte nicht nur der Fund — ein Schuh — vorsichtig herausgenommen, sondern auch gleichzeitig ein Moorprofil aus der Torfwand geschnitten werden. Beide wurden sofort dem Landesmuseum in Hannover zur Bearbeitung eingeschickt. Bei dem Schuh handelte es sich um einen Einzelfund, bei dem also keine weiteren Gegenstände, auch kein zweiter Schuh, lagen. Prof. Jacob-Friesen und Dr. Wismar vermuten, wie mir brieflich mitgeteilt wurde, daß der Schuh aus der Wikingerzeit stammt. Die Ergebnisse genauerer Untersuchungen müssen abgewartet werden.

Der Schuh besteht aus einer Sohle von 28 Zentimeter Länge und einem Oberleder. Der Faden, mit dem einmal beide Teile zusammengeknüpft waren, verging mit der Zeit im Moor. Merkwürdig erscheinen zwei Lederriemen am Rande des Oberleders, die den Anschein erwecken, als sei der Schuh an den Fußballen zusammengebunden gewesen.

Der zweite Fund, eine sehr schöne Bronzezibel, wurde unweit des oben erwähnten Bohlentweges zwischen Großenhain und Dornsode mit einem Torfsoden ausgestochen, ohne zunächst bemerkt zu

Stück Weltchronik von 1630 bis 1740 überliefern. — Ähnlich erzählen die von Pastor Glawatz aus Vederfesaer Armenrechnungen um 1690 gemachten Mitteilungen von Schicksalen, die weit über den kleinen Ort hinausgreifen und an das Glend unserer Nachkriegszeiten nur zu lebhaft erinnern.

Genug. — Noch ist unter den Mitarbeitern der alte Stamm der Morgensterner vertreten, und wieder haben Lehrer jeder Art zu dem Werk wesentliche Beiträge geliefert. Möchte es wieder der Lehrerschaft an Niederweser und Niederelbe noch dem Morgenstern in an solchen wissenschaftlich tätigen mit der Heimat verbundenen Männern fehlen!

L. H. A. Schröter

werden. Als der Bauer den trockenen Torf einfahren wollte, fiel die Zibel aus einem zerbröckelnden Soden aus braunem Torf heraus. Glücklicherweise erinnerte er sich an die Befunde im Lamstedter Heimatmuseum während seiner Schulzeit und erkannte, daß er einen urgeschichtlichen Gegenstand in der Hand hielt. Er lieferte ihn im Museum ab.

Die Zibel, die aus der Zeit um 200 n. Chr. stammt, ist wundervoll erhalten und nur mit einer dünnen Patina überzogen. Sie ist 16,5 cm lang, also verhältnismäßig groß. Sie ist aus einem einzigen Bronzedraht gearbeitet, der an dem einen Ende in eine Spitze und an dem oberen Bügel in eine Klammer, die das Mittelstück umfaßt, ausläuft. Siehe Abbildung. Bei näherer Betrachtung erkennt man erst, wie ge-

Schulssorgen in Langen heute und vor hundert Jahren

Langen hat heute seine großen Schulssorgen, die ihm Krieg und Kriegsfolgen brachten. Die Gemeinde ist einmütig willig, der Schule zu helfen. Leider wird der gute Wille durch den Geldmangel gehemmt.

Vor 100 Jahren war es nicht so sehr Geldknappheit, die Sorge bereitete, als vielmehr die mangelnde Einsicht eines Teiles der Dorfbewohner.

Am zweiten Pfingsttag 1856 brach nachmittags im Schweinestall der Schule Feuer aus. Der Nordostwind trieb die Flammen hinüber nach dem Schulgebäude. Es bestand die Gefahr, daß das Feuer weiter flog und ein Teil des Dorfes niederbrannte; es gab nur vier Handfeuerlöscher! Unter größter Anstrengung gelang es, Herr des Brandes zu werden. Es war ein Glück, daß die Feuerlöscher des Gelbgießers Schmidt, Hameln, im Dorfe war. Zuletzt kamen auch noch die Spritzen aus Lehe und Sievern, die herbeigerufen wurden.

Nur das Dach der Schule verbrannte zum größten Teile; aber auch die übrigen Haussteile waren so stark beschädigt, daß ein Umbau nötig wurde. Dafür sprach auch die Erwägung, die Schule mit Ziegeln zu decken und vom nächsten Hause mindestens eine Rute entfernt zu bleiben. Der alte Klassenraum war zu groß, die Wohnstuben waren zu klein.

Schulhaus und Nebengebäude waren mit 1000 Talern versichert; für noch brauchbare Baustoffe zog die Versicherung 237½ Taler ab. Mit 762½ Talern konnte ein Umbau nicht bestritten werden.

Es gab einen heftigen Streit über die Frage: Wiederaufbau in alter Gestalt oder Umbau.

Für den Umbau setzten sich mit guten Gründen zähe der Gemeindevorsteher und Bauer Lührzinnen und seine engeren Freunde ein. Zinnen war ein Mann von ungewöhnlicher Einsicht und Weitsicht, offen für die Zeitfragen, eifrig bemüht, sein Wissen zu vervollständigen, ein Freund der Schule. Mit welchen Schwierigkeiten er beim Aufbau der Schule zu kämpfen hatte, mögen seine eigenen Worte bezeugen: „Es gibt in unserer Gemeinde viele Schreier, die da sagen: baut das Haus auf die alten Mauern wieder auf, damit wir Geld übrig behalten, also unbekümmert, ob es gut oder schlecht eingerichtet ist!“

Der Gemeindevorsteher wollte weder Bauris noch Kostenschlag machen lassen, auch nicht die Genehmigung des Konsistoriums einholen. Er stellte sich auf den Standpunkt: „Wir können bauen, wo und wie wir wollen. Uns hat keiner was zu befehlen!“

Das königliche Amt bestand darauf, Bauris und Kostenschlag vorzulegen. Die Verhandlungen mit dem Amte und dem Konsistorium gingen hin und her und in die Länge. Mitte Mai war das Haus abgebrannt. Am 6. August konnten endlich die Arbeiten vergeben werden. Kostbare Zeit war verstrichen.

Am 12. August wurde der Grundstein gelegt. Am 6. Oktober trotz lang anhaltender Regenzeit (also wie letztes Jahr!) das Haus gerichtet. Alle Anwesenden waren mit dem Bau und den Arbeiten sehr zufrieden.

Lührzinnen befand sich in Hochstimmung, seine Ansichten hatten sich durchgesetzt.

In jener „feierlichen und für ihn unvergeßlichen Stunde“ — wie er selbst sagte — sprach er eindrucksvoll zu den Teilnehmern, Worte, die seine tiefe Verbundenheit mit der Schule bezeugten.

Am 7. Oktober, also am Tage nach dem Richtfest, trug er in die Chronik diese Worte ein, die ihm ein ehrendes Denkmal setzten: „Mögen diese wenigen Zeilen als der Schlüsselstein des ganzen Gebäudes gelten, als Denkmal der Vergangenheit für die fernere Generation!“

Möge nun die neue Schule die Pflanzstätte unserer Jugend werden, woraus für die Welt nützliche und gute Staatsbürger herausgehen! Mögen Lehrer und Lernende untereinander in der Bildung wetteifern und die höchst kostbare Zeit gut

schickt der Hersteller der Zibel verfuhr; denn der Draht ist an den einzelnen Teilstrichen verschleiden dick und verschieden bearbeitet. Diese Sinngebung muß natürlich vor dem Biegen des Drahtes erfolgt sein. Der Bronzeschmied muß also ein gutes Augenmaß gehabt haben. — Die drei „Knöpfe“ auf dem oberen Bügel sind gegossen und falt auf den Draht gehämmert worden. Zwischen den Knöpfen ist eine Verzierung des Drahtes schwach zu erkennen.

Ein doppelter Glückszufall hat diesen Brachtfund vor der Vernichtung bewahrt. Wie leicht hätte die Zibel beim Torfstechen vernichtet werden können, und wenn sie mit einem heißen Torfsoden in den Ofen gekommen wäre, würde sie vermutlich stark in ihrem Aussehen gelitten haben. Schließlich sei auch daran gedacht, wie gut es war, daß der Finder schon in seiner Schulzeit urgeschichtliche Gegenstände betrachten konnte.

W. Klend

anwenden, — dann wird ihre Mühe gesegnet werden und reichliche Früchte tragen! Wohl dem Orte, wo gebildete Menschen wohnen!“

So dachte und schrieb am 7. Oktober 1856 ein schlichter Langener Bauer, der es verstand und liebte, das Feld dieser Erde und das Feld des Geistes gleichermaßen zu beackern und zu pflegen. Langen darf auf diesen seinen großen Sohn stolz sein!

Das Richtfest fand ein nicht sehr erfreuliches Nachspiel. Im November stand das neue Schulhaus, „stolz und schön, zur vollen Zufriedenheit der Gemeinde.“ (Zinnen.) Sie wünschte die Einweihung durch den Superintendenten in Delfstedt, und der Schulvorstand überbrachte ihm die Bitte. Zinnen schreibt am 3. 11. 1856: „Der Herr Superintendent hielt es nicht der Mühe wert, hierher zu kommen und hat statt der Einweihung ein Dankgebet auf der Kanzel abgeflattet und für genügend gehalten. Die Gemeinde hielt diese Laune für eine Beleidigung und hat offen ihren Unwillen zu erkennen gegeben und dem Geistlichen es laut ins Angesicht gesagt; dieser hatte keinen genügenden Entschuldigungsgrund vorzubringen.“

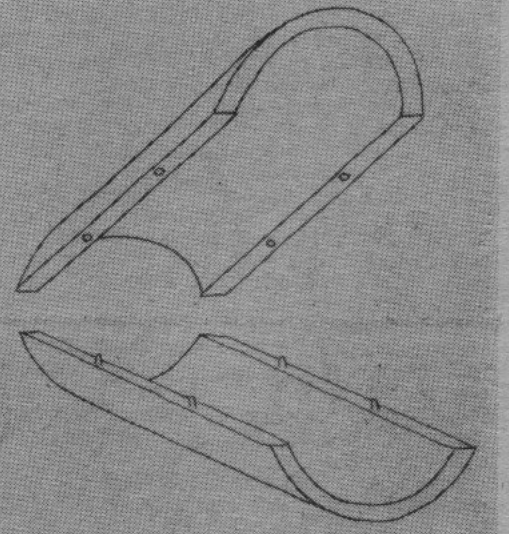
Der von mir aufgesetzten öffentlichen Rüge wurde die Aufnahme in die Provinzialzeitung verweigert, und so blieb uns nichts weiter zu tun, als geduldig zu schweigen.“

Bezeichnend für Zinnen ist sein Schlußsatz. So kann wohl nur ein Bauer denken, der weiß, daß man am Saattag nicht schon ernten kann. Heute, nach 100 Jahren wurde die Saat reif. Zinnen hat nicht die Wetter und Stürme erlebt, die über sie niedergingen. Er ruht auf unserm Friedhof am Zedutenberg. Sein Geist aber lebt im Dorfe. Wie froh und eifrig, wie treibend und tätig würde er wohl heute dabei sein, die neue Schule zu bauen! Wohl dem Dorfe, das solche Männer besitzt!

Johannes Cordes, Langen

Ein altes Weserfiel

Die Entwässerung der Marschen war für die Anwohner allezeit eine schwerwiegende Angelegenheit. Man legte sich wohl oft die Frage vor, wie die Alten es angingen, des überschüssigen Wassers Herr zu werden. In etwas gab ein



Fund darauf die Antwort, der 1906/07 bei Wurtfleth gemacht wurde, als an Stelle des alten Holzfiels, das damals wegen Baufälligkeit erneuert werden mußte, ein Sebesfiel eingebaut wurde. Beim Aufgraben des Deiches wurde ein Stück eines alten Baumfiels gefunden; es war drei bis

Dom „Lehmkonditor“ und von den Lippern

Bei Hagenbeck

„Steinbädereien“ gibt es im Kreise Wesermünde in Hagen, Langen, Hoope und Sandstedt. Dazu kommt die Kalksandsteinfabrik in Nordholz. Wie es scheint, wurde die erste Ziegelei in unserer engeren Heimat in Drangstedt errichtet; denn in einer Urkunde vom 23. 4. 1398 heißt es, daß die Brüder und Knappen Erich und Diedrich von Elme mit dem Kloster zu Hygentwolde (Neuenwalde) einen Vergleich schlossen, der dem Kloster das Recht einräumte, im Drangstedter Holz Dwo-Erde für tegelsten und dasten zu graben; auch gestatteten sie, dort Holz zum Brennen der Steine und zum Bau eines Ziegelhauses zu hauen, aber Eichen und Buchen sollte man nicht schlagen. Und weiter heißt es: „Wir vor schulden ze uns unde unsen rechten erven gheben to alle vastelavende ene tinnen heringhes.“ Eine andere Urkunde besagt, daß 1545 Stader Steinschiffer Baumaterial nach Hamburg führen, und 1600 lieferte eine Ziegelei in Horneburg Steine zum Verkauf. Die erste Nachricht vom Bestehen einer Ziegelei in Rehdingen dagegen besitzt wir erst aus dem Jahre 1742. Hier nahm die Herstellung von Steinen erst nach dem großen Brande Hamburgs im Jahre 1842 ihren mächtigen Aufschwung. Der Ausbau der Hafenanlagen und die fortschreitende Stadterweiterung in Hamburg erforderten, genau so wie die Hafenerweiterungen von Bremerhaven und Geestemünde, große Mengen von Steinen.

An der Niederelbe sind drei Zeitabschnitte mit starkem Auftrieb im Ziegelwesen deutlich erkennbar:

1. 1842 — 1850. Gleichzeitig entwickelte sich in dieser Zeitspanne auch die Küstenseefahrt, die den Transport der Steine übernahm. Bis 1870 setzte dann ein Rücklauf ein.

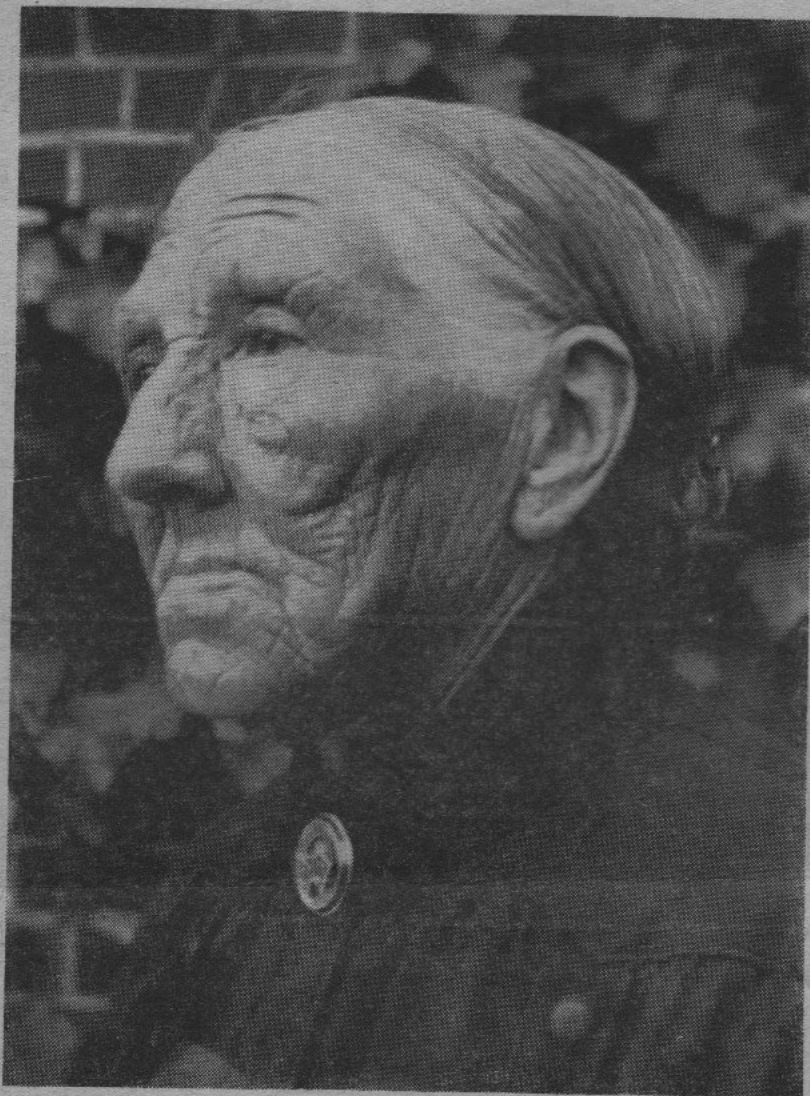
2. 1871 — 1878. Nach dem gewonnenen Krieg wurde die Nachfrage wieder besonders groß. Die Zahl der Betriebe stieg auf 188. Rehdingen wurde Industrieland. Bis 1889 sank jedoch die Zahl der Ziegeleien auf 89 zurück.

dreieinhalb Fuß lang und hielt zwei bis zweieinhalb Fuß im Durchmesser. Es war ein ausgehöhlter Baumstamm, der in der Mitte aufgeschnitten und durch Zapfen wieder befestigt war. Die Holzwand war noch drei bis vier Zoll stark. So etwa haben wir uns die ersten Entwässerungsanstalten zu denken. Von dem Baumstiel waren natürlich noch mehrere Reste vorhanden, die aber zum Teil morsch waren. Das ausgegrabene Stück gelangte auf Veranlassung von Georg Stegie vom Sammelwaderland nach Speckenbüttel. Zimmermeister Carsten Hinte aus Alwarden, dem ich diese Angaben verdanke, war an dem Bergen des Siefles beteiligt. Von dem alten Holzstiel, das 1907 beseitigt wurde, um einem Hebesiel Platz zu machen, erzählte mir Herr Hinte: In den alten Holzstiel in Wurtfleth bin ich als Lehrling oft eingefahren. Im Frühling und im Herbst mußten die Siele nachgesehen werden. Dies besorgten mein Vater und meine Brüder. Es war mir immer etwas gruselig zumute, wenn ich mit mußte. Das Siefel lag so tief, daß man nur gerade vor der Flut einfuhr, aber nicht mit einem richtigen Boot, sondern mit einem zusammenge nagelten Bretterkasten, der etwa vier Meter lang, 80 Zentimeter breit und 35 bis 40 Zentimeter tief war. Dieser Kasten ging damals eben in die Siefelöffnung. Man mußte sich platt auf den Boden legen und sah knapp über die Bordwand hinweg. Alle Augenblicke fiel ein Wassertropfen in den Nacken. In der Siefelkammer war es stockdunkel, um etwas sehen zu können, hatten wir eine Sturmlaterne mitgenommen. Die Feldmarksvorsteher, die Siefelwaren, sind niemals mit eingefahren.

D. Steilen

3. 1888 — 1895. Hamburg vollzog den Zollanschluß; der Ausbau von Hafen und Stadt nahm riesige Formen an. Die Erzeugung der Steine wuchs von 140 auf 270 Millionen und die Zahl der beschäftigten Lipper auf 2500.

Damit ist schon angedeutet, woher man die notwendigen Arbeitskräfte zog. Man war auf den Zuzug fremder Kräfte angewiesen, genau so wie in früheren Zeiten auch die holländische Landwirtschaft. Wenn im Frühjahr die Marschwiesen



Osterstader Bäuerin.

Bild: Steilen

bei uns sich mit neuem Grün überzogen und wenn auf der Geest die Bäume ihre Knospen entfalteten und Riebiße und Stare das Raben des Lenzes ankündeten, dann rüsteten die „Solandgänger“ zur Abreise nach Holland und Friesland, um sich dort durch Grasmähen und Torfstechen eine Handvoll guten Geldes zu verdienen.

Im Jahre 1780 z. B. zogen von J m s u m 46, von W r e m e n 44 und von M u l s u m 6 Männer in die Ferne. Genau so war es auch im Lipper Land, wo die Folgen des unglücklichen Dreißigjährigen Krieges Einlieger, Heuerlinge, Knechte und Bauernsöhne, die keinen Grund und Boden ererbt hatten, zur periodischen Auswanderung zwangen. Auch sie gingen ursprünglich als Landarbeiter hinaus; denn die Kunst des Ziegelbrennens ist in Lippe keineswegs besonders alt. Eine im Kloster Falkenhagen aufbewahrte Urkunde (1524) berichtet, daß der Graf Simon V. mit dem Bau des Residenzschlosses in Detmold begann. Er wandte sich an den Abt des Klosters und bat um einen des Ziegelschreibens kundigen Mann. Der Generalmeister des Ordens zum Hl. Kreuz sandte ihm den Bruder Johann, Jan Kerle genannt, der nun den gräflichen Dienern das Ziegelwerk zeigte. Aber schon bald meldeten sich mit bewegten Klagen die Hausleute und Meier, weil es ihnen an Arbeitskräften für die Ackerbestellung gebrach.

Eine Verordnung der Landesregierung (1755) — es gab vorher und nachher eine ganze Reihe solcher Edikte — stellte fest, daß die Landwirtschaft als stärkste Einnahmequelle keinen Schaden erleiden dürfe. In einer solchen Verordnung heißt es dem Knab nach: Die Landeswohlfaht erfordert wirksame Einschränkungsmittel gegen die Auswanderung. Außerdem hält das zu frühe Auswandern die jungen Leute von der gründlichen Erlernung des Landhaushalts ab, es schwächt durch die schwere Arbeit und die schlechte

Möchtu'n Affe sein? — Jaanich.
Botahnisch biß' ja schon.
Unt jehnsalz
tuhn di Affn so,
als oppsi gern Menichn sein möcht.

Kanz selpß sehn!
Benehm sich genau so fiks unt so unsinnich,
genau so schlau unt unveschehmt...
Abe auch gaalein Taft unt Wöhrde!
Gers bettln, denn Fraze schneit'n!
Unt suchn dauent Streit.
Nectn sich aus pühre Bohsheit,
ode stehln sich gehnseitich was wech,
fleicht gaanich zun Essen,
blohs weil 'sichs nich gönn.

Gaahgenau wie es di Menschn machn,
Unt brauchte man also gaanich herkomm
unt vorn Affnskeetich stehn,
sonnern könnte noiere Gescheide studiern —
bloß bei Hagenbeck
iffes büschen übesichliche!

Dirks Paulun, Hamburg
(Chmuntehm)

Ernährung und Pflege und unordentliche Lebensart ihre Gesundheit und ist ihnen überhaupt in physischer und sittlicher Hinsicht schädlich. Wörtlich heißt es dann weiter: „... Zumal solches Gesindel, wann es nach verrichteter Arbeit wieder heimkehret, gemeinlich mit schlimmen Krankheiten behaftet ist und damit andere anzuzunzen pfleget“. Man sieht, es wird sehr schweres Geschick aufgeföhren. Ja, wenn es nach den Wünschen der Stände gegangen wäre, dann hätte man „solche Kerle einfach ohne Ansehn beim Koppe genommen und in einem angeschlossenen Halsringe bei Wasser und Brot zur Arbeit gezwungen...“ Die Regierung, die durch solche Eingaben stets arg bedrängt wurde, verichloß sich aber auch nicht der Erkenntnis, daß die Fernarbeit manchen blauen Taler ins Land brachte und so manche soziale Not gelindert und behoben werden konnte. Die später geübte Toleranz ist deswegen sicher auf das Verständnis der Regierungsbeamten und auf eine verständige landesväterliche Fürsorge zurückzuführen.

Solches Wohlwollen wandelte sich zwangsmaßig auch bald in harte Notwendigkeit. Und das kam so:

In der Mitte des 18. und zu Anfang des 19. Jahrhunderts stand im Lipper Land die Weberei in Blüte. Wenn die Lipper im Herbst heimkehrten, dann begann für alt und jung die Heimarbeit des Handwebens. In der Zeit von 1740 bis 1840 warf dieses Gewerbe hinreichenden, ja sogar guten Verdienst ab. Im Lande standen damals 1400 Webstühle, von denen 1050 für den Verkauf klapperten; 1836 waren die entsprechenden Zahlen sogar 4071 und 2707. Mehr als zwei Millionen Mark wurden im Leinenhandel jährlich umgesetzt, der sein Zentrum in Lemgo und Salzuflen hatte.

Dann aber kam der jähe Umschwung! Wegen der Erfindung der Dampfmaschine (1769) und des Maschinenwebstuhls (1785) konnte die Handweberei im Wettlauf mit der Fabrikarbeit nicht mehr durchhalten. Schwere Zeiten zogen herauf! Woher jetzt den Verdienst für 30 000 Weber mit ihren Familien nehmen? Die einzige Rettung war, die Landesfinder in verstärkter Weise auf Fernarbeit zu senden. Waren es 1778 erst 350 gewesen, so wuchs diese Zahl nach den Freiheitskriegen auf 1000, 1845 auf 7000, und um die Jahrhundertwende waren es gar 14 000, die im Sommer ihr Brot außer Landes suchen mußten. Wohin sie sich wandten? Ins Rheinland, nach Westfalen, Oldenburg und in das Rehdingen Land, die stets Bedarf für solche Arbeitskräfte hatten. Bis 1928 kamen auch Schlesier, Pommer und Thüringer und später auch die anspruchsföheren Polen, Galizier und Italiener. Dann aber bevorzugte man infolge der zunehmenden Arbeitslosigkeit in Deutschland immer mehr einheimische Arbeiter, die nun auch zu einem guten Teile während des Winters ihre Arbeitsplätze behielten. Allerdings wurden infolge der Umstellung des Handbetriebes auf Maschinenbetrieb, bei Einbau von modernen Ringöfen und nach Ersatz der Erdmühle mit Göpel und Pferdekraft durch Maschinen auch weniger Arbeiter beschäftigt.

Noch ein Wort über die Lipper! Zu Beginn der „Kampagne“ füllte sich das auf dem Ziegeleigefände stehende Ziegelhaus, wo die Ziegler gemeinschaftlich ein Unterkommen fanden. Größere Betriebe stellten für die Essenabereitung einen Koch besonders ein. Die Arbeitsplätze wurden vorher durch Agenten und sog. „Ziegelboten“ vermittelt. Einer der bekanntesten unter ihnen war Johann Jöbst Gestracker aus Ehrentrub bei Pape. Häufige Reisen nach Holland und Friesland hatten ihm eine eingehende Sach- und

Personenkenntnis verschafft, so daß er sich als „Friesländer Botte“ zwischen Arbeitsuchenden und Arbeitgeber einfügen konnte. Im Sommer übernahm er auch den Verkehr der Lipper mit den Familien in der Heimat. Solange sich solche Agenten mit einer mäßigen Gebühr begnügten, war ihre Tätigkeit segensreich und wünschenswert. Leider aber beging in der Folgezeit die Regierung den Fehler, solche Kosten gegen eine förmliche Pacht durch Höchstgebot zu vergeben. Die Folge davon war, daß die Inhaber solcher Stellen sich nun durch willkürlich gesetzte Gebühren zu entschädigen versuchten und die Arbeiter die Kosten zu tragen hatten. Genau so, wie es mit den Marktvögeln in Hamburg war, wo es infolge dieser Verhältnisse oft Klagen und Beschwerden regnete. Von den Nachkommen jenes Edenstraeters behaupteten auch die Geschädigten, daß sie mit einem Rappen-Viergespann durchs Land gefahren seien. Endlich — aber viel zu spät — setzte dann die Landesregierung durch eine im „Lippischen Intelligenzblatt“ von 1842 veröffentlichte „Instruktion“ feste Tarife für die Ziegelboten fest, und zwar in abgestufter Form für die Brandmeister, Walter, Formner, Strecker, Abstecker, Karrenleute und für die großen und kleinen Jungen. Ziegler, die durch Krankheit oder Unfall behindert waren, ihren Beitrag zu zahlen, sollten frei sein. Die mit gutem Willen getroffene Regelung war ohne Zweifel in der Theorie ein Fortschritt, leider aber blieb in der Praxis vieles unverändert.

Die glänzende Entwicklung des Ziegeleiwesens in Rehdingen hatte aber auch ihre Reversoiten. Die Entnahme des Tones aus dem fruchtbaren Marschboden war regelrechter Raubbau. Die eingebrachten Kapitalien gingen durch Inflation und Währungsreform wieder verloren; was aber blieb, war der abgezeigte und wertlose Boden, der weder durch Kunstdüngergaben noch durch Mergelzufuhr wieder den alten Nährwert erhalten konnte. Selbst als Weideland kann solcher Boden schwer wieder nutzbar gemacht werden, da häufig der üppig wuchernde Durock Schwierigkeiten bereitet. Ohne Frage ist bei einer ganzen

Reihe von Höfen, die Land zum Abziegeln hergaben, eine starke gelbliche Entwertung eingetreten. So hat man das im Volksmunde lebende Wort zu verstehen: „Reiche Väter — arme Kinder.“ Im „Rehdingen Heimatbuch“ vertrat J. Klingebiel die Auffassung, daß der Rückgang des mit Obstbaumpflanzungen genutzten Arealis um etwa 3 bis 5 Prozent nach dem ersten Weltkriege einmal auf mangelhafte Pflege der Neuanpflanzungen zurückgeführt werden müsse, daß aber der Mißerfolg wesentlich seine Ursache in der Tatsache habe, daß man entwerteten, abgezeigten

Boden gewählt habe. Die Jungstämme mußten verkümmern, weil der hohe Grundwasserstand den Bäumen zu wenig Raum bot und weil die nahrungsbendende Erdschicht zu dünn war. Gegenwärtig ist die Nachfrage nach Bausteinen wieder erheblich gestiegen. Allerdings ist in den Kalksandsteinwerken den alten Betrieben eine erhebliche Konkurrenz erwachsen. Als Nebetriebe der Landwirtschaft aber geben die Ziegeleien Arbeitern, Handwerkern, Schiffen und auch Kaufleuten Beschäftigung und Verdienst.

J. J. Cordes, Stade

Dom Büdertisch

Dirks Paulun, Wommasehn. Und: Schmuntchm. Beide Bändchen mit dem Untertitel: Studien in Hamburger Hochdeutsch. Beide: Hamburg, Hans Köhler, 1952. Geb. je 64 S.

Noch im vorigen Jahrhundert erschien ein vorzügliches kleines Buch: „Der richtige Berliner in Wörtern und Redensarten“. Es war eine erlösende Wohltat innerhalb der seelischen Ode des damaligen literarisch-linguistischen und sprachwissenschaftlichen Betriebes von der Art etwa „Das Roß im Altfranzösischen“ oder „Der Lautstand der Mundart von K.-Dorf“. Und eben deshalb, weil das Bändchen glücklicherweise so ganz aus dem Rahmen des gewohnten Scholastischen herausfiel, glaubte der Verfasser Hans Meyer wenigstens in der ersten Auflage seinen Namen verzeichnen zu müssen. Aber es befaß Leben und erfahrene Leben; dabei war es durchaus wissenschaftlich.

Faßt möchte man Pauluns kleine Bändchen danebenstellen, in denen treueste Beobachtung „den richtigen Hamburger in Wörtern und Redensarten“ fabelhaft erfaßt, das heißt: über die sprachliche Äußerung den Menschen. Nun aber in Gedichtform. Diese Gedichte sind zugleich ein scharfzeichnender Zeitpiegel; sie geizeln die Gedanken- und Geschmacklosigkeit im Gebrauch ewig-abgedroschener Modewörter und -wendungen, Ausdrücke der Mode, der Werbung, des Sports oder

des Verkehrs, die innere Haltlosigkeit, das Nachaußenleben, selbst die Politik unserer Zeit. Das sind eigentlich lauter ernste Dinge; doch sind sie mit so gutem Humor vorgebracht, daß man von den Gedichten geradezu eine bessernde Wirkung erhoffen könnte. Jedenfalls bedeuten diese „Studien in Hamburger Hochdeutsch“ ein einprägsames Stück Großstadt-Volkskunde.

Der Verlag hat dem einen Bändchen auf der ersten inneren Umschlagseite als Beilage die Anzeige Paulunischer Gedichte aus dem Niederdeutschen Heimatblatt vom August 1952 mitgegeben; schön! Und dem andern einige Zuschriften von Lesern vorangestellt. Darunter ist die eines Hamburger Professors, der seine Doktorandin veranlaßt hat, die Gedichte zum Gegenstand einer Doktorarbeit zu machen. Soll man sich „dazu“ auch freuen? Eigentlich hat Dirks Paulun diese „Inaugural-Dissertation“ schon selbst geleistet, und wenn es sich nicht um eine sehr kluge Frau handelt, bleibt zu fürchten, daß, wie einst, lebendige Schmetterlinge auf Torplatten aufgespießt und in einen Sammelkasten gesperrt werden.

Hamburg im Kranz blühender Ufer und Gärten. Hamburg-Altona, Deutschland-Verlag.

Weißt du, wieviel — Straßenbäume in Hamburg stehen? Nein? Von Anlagen abgesehen, gab es vor dem Kriege 100 000, von denen 70 v. H. im Kriege vernichtet wurden; heute sind es schon wieder 70 000! Das ist nur eine auf's Geratewohl herausgegriffene Zahl aus dem schönen Fest (es hätte auch die Schiffs- und Tonnenzahl der Sapag sein können), aber sie erweckt sehr angenehme Vorstellungen von der Verwaltung dieser anziehenden Weltstadt. Und solcher Angaben, die für den Geschäftsmann wie für den „Bergnügungsreisenden“ schlagartig Licht verbreiten, gibt es in den sieben Aufsätzen genug. Sie behandeln zu meist Hamburger Wirtschaft, sind von Geschäftsführern der Handelskammer geschrieben und erscheinen des Werbezwecks wegen jeder gleich in drei Sprachen. Es ist ja die gleiche, mehrsprachige illustrierte Zeitschrift für Wirtschaft, Aufbau und Kultur: „Deutschland“, in der vor Jahren auch ein Wefermünde-Fest herauskam. Und wie dort liegt hier ein besonderer Nachdruck auf den vielen guten und großen Abbildungen. Fabelhaft, daß das schon so wieder aussieht!

Stader Jahrbuch 1952. Hgg. von Hans Wohltmann. Selbstverlag des Stader Geschichts- und Heimatvereins. 160 Seiten.

Was der Herausgeber im Vorwort ausführt: sein Jahrbuch müsse vielseitig sein, damit es möglichst jedem Mitglied etwas bieten könne — das trifft auch auf unser Morgenstern-Jahrbuch zu. Und wie ihm, „erscheint es uns in unserer geschichtsfremden Zeit wichtig, den Sinn für Geschichte zu wecken“. Das müßte sich, sollte man annehmen, durch einen lebendigen Vortrag, durch Anschauung, durch den Nachweis erreichen lassen, daß wir Menschen dieser Zeit von eben dieser Geschichte geformt sind, die sehr weit zurückliegen kann. Zuweilen, oft, gelingt's dennoch nicht. Hoffen wir, daß der befreundete Nachbarverein es mit seinem neuen Jahrbuch schafft; die Voraussetzungen dazu werden von den vier Hauptbeiträgen und den vielen kleineren Mitteilungen erfüllt.

Oberstudiendirektor Dr. Wohltmann handelt in einem Vortrag über „Die Einführung des Christentums bei den Sachsen, besonders in unserer Heimat zwischen Niederweser und Niederelbe“, Landgerichtsdirektor Dr. Gronemann in einer Festrede über „Dreihundert Jahre Stader Landgericht, hundert Jahre Amtsgericht und Staatsanwaltschaft“. Kapitän Ritzsch erzählt humorvoll über „Zunfthundert Jahre Kampf um Elbe und Schwinge“, und endlich (fast jedes Stader Jahrbuch bringt auch einen Aufsatz zur bildenden Kunst; das ist sein Vorzug!) spricht Martin Bohlen über „Die Malerei des Gertrudenaltars in St. Cosmae zu Stade“.

Ausstattung sehr anständig; nur Kunstdruckpapier, das überall die zahlreichen Bildwiedergaben gestattet, die das Fest schmücken.

Schr.

Das „Niederdeutsche Heimatblatt“ erscheint monatlich als Beilage der Nordsee-Zeitung/Nordwestdeutschen Zeitung. Es kann gesondert bezogen werden zum Preise von vierteljährlich 0,60 DM einschließlich Postkosten. Druck und Verlag Nordwestdeutsche Verlagsgesellschaft mbH., Bremerhaven, Hafenstr. 140. Für den Inhalt verantwortlich: Th. A. Schröter, Langen. Leher Landstraße 58.

Lebendige Heimararbeit

Mitteilungen und Hinweise aus dem Arbeitsgebiet und seiner Umgebung

Unsere nächsten Veranstaltungen

Am Mittwoch, 28. Januar, spricht um 20 Uhr im Festsaal der Hauswirtschaftlichen Lehranstalten, Bremerhaven-M., Grenzstraße 2.

Dr. Silbamarie Schwindrazheim vom Altonaer Museum über die „Kleine bunte Welt der Städtchen“. (Mit Lichtbildern!)

Gegenüber Amerika-Haus, Volkshochschule, Gesellschaft Bremerhaven hat es der Morgenstern nicht leicht, sich mit Vorträgen aus seinen Arbeitsgebieten durchzusetzen. Um so mehr sollten die Mitglieder die Vortragsabende durch regen Besuch stützen. Gäste willkommen!

*

Genaue Angaben über die geplante Fahrt zum Klotzschießer-Wettkampf zwischen Oldenburg und Ostfriesland folgen, sobald Tag und Ort festliegen — vermutlich im Februar.

Das neue Jahrbuch 33 der Männer vom Morgenstern ist, wie versprochen, noch vor Weihnachten erschienen, den Mitgliedern als Drucksache zugesandt oder von unseren Oblenten in den Ortschaften verteilt worden. Der Schatzmeister bittet, sich der beiliegenden Zahlkarte zu bedienen! Mitglieder, die aus Versehen noch kein Jahrbuch erhalten haben, wollen sich an den örtlichen Vertrauensmann oder unmittelbar an den Schriftführer wenden.

Anschriftenänderungen mitteilen! Wie alljährlich, stellt sich beim Versand der Jahrbücher heraus, daß manche Anschriften nicht mehr stimmen. Und da die Post nicht immer Zeit hat, den neuen Wohnort zu ermitteln, kommen die Jahrbücher zurück. Sie werden dabei nicht besser. Und wenn es wirklich glückt, den verlorenen Sohn zu finden, so hat das überflüssige Arbeit gemacht und macht nun ebenso überflüssige erneute Versandkosten. Also ergeht an alle Mitglieder die freundliche Bitte: teilt jede Anschriftenänderung gleich dem Schriftführer mit!

Für Erweiterung: es gibt da höchst sonderbare Fälle. Anschrift etwa: Herrn Meyer, K.-Dorf. Der K.-Dorfer Briefträger setzt hinzu „Enge Str. 11“. Dann wird das wieder durchgestrichen; Vermerk: „In K.-Dorf über Bremerhaven unbekannt. Schulze, 20.12.“ Das bleibt zwar stehen, aber daneben steht der neue Vermerk: „Verzogen nach Wefermünde-Wulsdorf“. Nun ist Wefermünde (!) Wulsdorf gestrichen; es bleibt die Behauptung „Verzogen“. Aber die wird übertrumpft durch die Angabe: „Annahme verweigert. 27. 12.“ und den gleichzeitigen Stempel „Zurück“. Ja, was nun?

Schultheiß Gerhardt Gerbts in Lüdingworth hat am 2. Weihnachtstag seinen 70. Geburtstag begangen. Kennnisreich, klar und bestimmt ist er stets in Wort und Schrift — in vielen Vorträgen, in seiner eigenen Zeitschrift „Vom Ahn zum Entel“, im Niederdeutschen Heimatblatt wie im Morgenstern-Jahrbuch — für das große Anliegen des Morgensterns, die Heimat, eingetreten. Dankbar begrüßt ihn der Heimatbund und wünscht ihm noch viele gesunde und tätige Jahre.

Schr.

Die Hamburger Ortsgruppe 1952. Am 24. Januar hielt cand. phil. Gerhard Koll einen Vortrag über die „Hauptschiffahrtslinien der Unterelbe“ u. a. die Stader, Harburger, Altländer Linie, zeigte ihre Entwicklung mit den Konkurrenzkämpfen und den jeweiligen technischen Fortschritten, wobei manche führende Persönlichkeiten mit vielem Humor charakterisiert wurden. — Großes Befremden erregte es, daß die neue Promotionsordnung das Niederdeutsche nicht mehr wie bisher als selbstständiges Studienfach zuläßt! Dies an der Universität, an der ein Conrad Borchling lehrte, in der Vorstadt des niederdeutschen Raumes, im niederdeutschen Jahr.

Dr. Hey verlas dann den Aufruf zur Pflege des Niederdeutschen, verfaßt von Dr. Rudolf Muuß, der von den holländischen, niederländischen und westfälischen Heimatbünden übernommen wurde und im November dann allerorts die niederdeutschen Wochen brachte (November 1852 kam der Quickborn von Claus Groth heraus!).

Am 28. Februar sprach Pastor D. Dr. W. Jensen über „Albert de Badrihabe, den Wappenmaler unserer Elbmarschen“. In einer höchst lebendigen, anschaulichen Darstellung, die aus persönlichem Erleben schöpft, ließ der Redner ein Bild entstehen vom Lebenswert des Abenteurers, vorzüglichen Erzählers, des humorvollen knorrigen Menschen und Künstlers, wobei die vorgelegten Wappenzeichnungen über die expressiv-ironische Art Rahls (Wilster) hinauswiesen.

Wir suchen: Jahrbuch der Männer vom Morgenstern 5/6. — Lindner, Das niederdeutsche Bauernhaus. — Hans Hiltweil, Chronik von Hymendorf. Angebote an Schröter.

Zum Verkauf stehen im Morgenstern-Museum: russischer Messing-Samojar, großes, wohlhabendes Stück, und ein sauberes Modell des Schiffs „Gorch Fock“.

*

Im neuen Jahre Glück und Heil!
Auf Weh und Wunden gute Salbe!
Auf groben Klotz ein grober Reil!
Auf einen Schelmen anderthalb!

Goethe